

Beatrice von Weizsäcker | Norbert Roth

Haltepunkte

Gott ist seltsam

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Was du begreifst, ist nicht Gott.

Augustinus



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2021
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Emojis: Betende Hände: Seljan Gurbanova / shutterstock; Smileys: Popicon / shutterstock
Fotos: © privat
Satz: Daniel Förster, Belgern
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-03677-4
ISBN E-Book 978-3-451-82475-3

Inhalt

München	4
Wie alles begann • Gott ist unlogisch • Dreh- und Engelpunkt • Stadt der Engel	
Berlin	50
Mord und Totschlag • Sterblichkeit	
Jerusalem	92
Ein Abend in der Grabeskirche • Rotz und Wasser	
Rom	138
gnadenlos gnädig • St. Peter steht noch • Lutherische Reliquien • Der Esel	
Kloster	188
ora et labora • Stille • Wenn die Glocken Ruhe bringen	
München	228
Haltepunkte • Oktoberfest • Oh mein Jesus	
Dank	270
Quellen und Literatur	271

München

Wie alles begann

Eigentlich ist Robert Menasse schuld. Sein Buch »Die Hauptstadt«. Ein kurzer Abschnitt daraus, gepostet von Beatrice von Weizsäcker am 28. Oktober 2017. Auf Facebook. Norbert Roth kommentierte. Das war der erste Kontakt. Und der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.

Zu dem Leim, er verachtete sich nicht
sen, in Brüssel zählte man die Zeit nicht in Jahren, sondern
in Kilos. Er rauchte in Hemd und Unterhose eine Zigarette
am offenen Fenster, dann setzte er sich in den Fauteuil am
Kamin, in dem die alten Bücher standen, zündete die Kerze
an, warum? Weil sie da war. Er trank Bier, sah zu, wie Insek-
ten durch das offene Fenster ins Zimmer flogen und das Licht
der Kerze suchten, in die Flamme hineinflogen und verbrann-
ten.

Für ihn der Beweis, dass es keinen Gott gab, keinen Sinn in
der Schöpfung, also keine Schöpfung. Denn was soll der Sinn
darin sein, eine Gattung zu erschaffen, die erst in der Nacht
aktiv wird, dann aber, in der Dunkelheit, das Licht sucht –
nur um darin zu verbrennen? Wofür sind diese Tiere nützlich,
welchen Beitrag zu der behaupteten oder erhofften Harmonie
in der Natur leisten sie? Wahrscheinlich haben sie sich vorher
noch irgendwie vermehrt, Nachkommen in die Welt gesetzt,
die sich, so wie sie, den ganzen hellen Tag irgendwo in einem
Dämmerzustand befinden, um dann bei Einbruch der Dunkelheit
auszuschlüpfen und das Licht zu suchen, das sie verschlafen
haben, nur um ihr Leben aus einem grotesken Todestrieb sofort
zu beenden. In der Dämmerung beginnt der Flug in den Tod.
Sie kleben an Fenstern, hinter denen Licht ist, als böte das
Glas Nahrung, sie umschwirren Lampen und Laternen, als gäbe
es so nahe am Licht etwas anderes als Blendung, und wenn
sie eine Kerze oder anderes offenes Feuer entdecken, dann
finden sie ihre Bestimmung, den sofortigen Tod, in den sie
sich stürzen, also in die Finsternis, aus der sie kamen.

Beatrice von Weizsäcker

Ist und bleibt genial:

Robert Menasse (»Die Hauptstadt«) über den »Beweis, dass es keinen Gott gab, keinen Sinn in der Schöpfung, also keine Schöpfung«.

Norbert Roth

Genial? Vielleicht bin ich ja zu schlicht – aber ich finds nicht so nachvollziehbar.

Beatrice von Weizsäcker

Ich finde es bestechend logisch. Darum: genial.

Norbert Roth

Das Motiv der sterbenden Motte, an menschlich (!) erschaffenen Dingen das Zeitliche segnend, ist in meinen Augen sowohl schöpfungstheologisch als auch evolutionstheoretisch widersprüchlich ...

Beatrice von Weizsäcker

Ich bin keine Theologin, erlebe aber immer wieder, dass theologisch geschulte Menschen kaum Argumente gegen Logik haben. Tatsächlich finde ich die Textstelle genial. Sie besticht durch Logik, der die Theologie nichts entgegensetzen kann. Das macht mich keineswegs froh. Logik hat mir schon mehr als einmal einen Strich durch meinen Glauben gemacht.

Norbert Roth

Das mag sein – 😊 die Logik ist keine theologische Disziplin. Eher das, was Paulus zurückweist. Das Kreuz Jesu ist einfach nicht logisch. Die Trinität auch nicht ... da bin ich ganz in Ihrer Gruppe 😊
Doch den Text find ich nicht logisch
Doch dafür is mir die Handytastatur zu winzig :)))

Beatrice von Weizsäcker

Macht trotzdem Spaß! 😊

Norbert Roth

das stimmt ... des Hirn is ja mehr n Geschenk Gottes für die Logik als weniger n Geschenk der Logik für Gott 😊

Beatrice von Weizsäcker

ENDLICH verstehe ich die Sache 😊

Norbert Roth

Puh ... 😊

Beatrice von Weizsäcker

Hat sich doch gelohnt. Werde mir es merken 😊
Vielleicht komme ich ja mal in Ihren Gottesdienst, falls Sie Logik-Schäfchen akzeptieren ... 😊

Norbert Roth

Herzlich Willkommen ... 😊

Gott ist unlogisch

Der Schlüssel hatte schon die Temperatur meiner Hände angenommen. Mit ihm spielte ich, während der Hausmeister mir, ohne Punkt und Komma redend, alle Räume erklärte. Die Zacken des Bartes am Schlüssel zog ich unter den Nägeln hindurch. Immer wieder. Und überflog flüchtig die Wände, den Boden, die Decke im Flur. Ich besah die Küche, das Bad, die Toilette. Das Zickzack des Parketts schien wie ein Spiegel meines Inneren. Rauf und Runter, willkürlich verlegt und heute etwas stumpf. Eine hohe, hallige Wohnung, im Herzen der Stadt. Vor der Haustür Kastanien, mit Wiese und Bänken. Und direkt gegenüber ein backsteinroter, grünspanig bedachter Kirchturm. Ganz spitz. Mit goldenem Doppelkreuz oben und einer riesigen Uhr. Die II scheint verblasst mit den Jahren. Schaut aus wie abgewetzt, herausgefallen oder gestohlen – aus der Zeit.

Wenige Tage zuvor war ich gewählt worden, zum Pfarrer einer Kirchengemeinde in München. Die erste richtige Stelle nach Studium, Lehr- und Wanderjahren. Ich wurde berufen, mit allem, was dazu gehört. Eben auch diese Pfarrwohnung. Heute war ich das erste Mal drin. Es roch noch nach Farbe, Silikon und Staub. Ich könne dem Maler nachträglich Bescheid geben, ließ der Hausmeister mich wissen, wenn ich eine Wand anders gestrichen haben wollte. Nicht nur in weiß. Ochsenblutrot ist bis heute die Wand hinterm weißen Klavier. Im Wohnzimmer eine Seite taubenblau.

Alles dreht sich, alles kreist

Es ging alles sehr schnell. Es war, als ob ich eben noch in einem Karussell gegessen hätte, das sich schneller und schneller drehte, und ich den Moment verpasst hatte, rechtzeitig abzustiegen. Nachdem es mich rausgeschleudert hatte, befand ich mich dort, wo ich jetzt war.

Ein Großstadtpfarrer! – Gott pflegt einen seltsamen Führungsstil. Denn geplant hatte ich das nicht. Leicht benommen, musste ich mich neu orientieren. Und fand mich in dieser fremden Wohnung wieder, meinem künftigen Zuhause. Als wir im leeren Kinderzimmer standen, schlug die Turmuhr mit der abgewetzten Zwei, dreiviertel wasweißich. Der Hausmeister erzählte von neu eingebauten Schallschutzfenstern und Denkmalschutzdingen. »Ach ja? Aha. Soso ...« Und ich merkte, dass der Schwindel blieb. Als wäre ich ins nächste Karussell gesetzt worden. Diesmal mit der Zuckerwatte einer gewonnenen Wahl in der Hand. Alles drehte sich, alles kreiste. Und ich hatte nicht mal die Chance, es von außen genau zu betrachten. So versuchte ich, mit den Augen eines der Gefährte zu fassen: War das ein Ross, eine Kutsche, ein Feuerwehrauto? Wollte sehen: Was erwartet mich? Aber es wirbelte alles, sodass ich nur bunte Streifen sah, wie man sie sieht, wenn etwas an einem vorbeieilt. Man steht und weiß, da passiert etwas, aber ich kann nur zuschauen.

Manchmal kommen Veränderungen schleichend. Ein anderes Mal ändert sich Alles von heute auf morgen und man kommt mit dem Denken kaum nach. Die Seele erst recht nicht. Ach, die Seele! Die humpelt dem Leben sowieso hinterher. Immer braucht sie länger. Braucht ihre Zeit, bis sie sich gewöhnt. An einen neuen Menschen, an einen neuen Ort. Sie dunkelt langsamer nach und hellt sich verzögert auf – wie ein Foto im Entwicklungsbad. Ich glaube, das liegt dran, dass Gefühle Vertrauen brauchen. Man zeigt nicht jedem Angst und Unsicherheiten. Man zeigt Abneigung nicht – man ist ja seriös. Und Zuneigung macht anfangs sowieso nur nervös.

Die erwachsene Seele überwacht immer ihr Tun. Trägt ihr Herz nicht – mehr – auf der Zunge und plappert drauf los. Sondern sie verschränkt ihre Arme und legt den Kopf leicht nach links. Beobachtet die Szenen, die Menschen, die Welt und legt, je länger je mehr, eine Schablone darauf: »Tat das schon mal weh?«, »Kenn ich das nicht?«, »Was will der von mir?«, »Nein, das geht doch so nicht!« Deswegen sind junge Tage und neue Orte oft so diffus. Weil alles innerlich flüstert und man mit sich selbst Stille Post spielt. Was man sich am Morgen sagt und sich vornimmt, klingt schon am Abend anders.

Schick mich, wohin du willst

Eigentlich waren wir schon kurz davor gewesen, ins Kloster einzutreten. Und ein Teil von mir war auch schon dort. Oder jetzt: noch dort. Die Zeit, in der man sich vorzustellen und auszumalen beginnt, was man alles werden könnte, hatte bereits begonnen. Fünf Freunde und ich. Mönche im Kloster Heiligenkreuz. Sechs protestantische Zisterzienser.

Es kam anders. Gott lenkt unsere Wege, auch wenn wir hinkend gehen. Es taten sich andere Türen auf. Wie ich es eigentlich schon gewohnt war von meinem Gott, dem mein Leben gehört. »Schick mich, wohin auch immer du mich brauchen kannst!«, war mein Gebet als junger Kerl. Brannte und glühte vor Jesuseifer. Und er nahm mich beim Wort. »Doch bloß nicht in den Busch.« Ergänzte ich scheufrech. »Da will ich nicht hin, lieber Gott! Das schaff ich nicht. Aber sonst – tu, was du willst.« Und wurde erhört.

Mitten im Studium, mit 25 Jahren, malte ich mir aus, wie später meine Gemeinde gedeihen würde – gedüngt mit dem Wort und zur Liebe bereit. Ach, wie man halt träumt, wenn man so träumt von Zukunft und Wirkung. Mit 25 denkt man eh, man reißt die Welt ein. Strotzt vor Kraft und Lust und Mumm. Versteht auch den Satz nicht, dass die großen Heiligen von dem Gedanken durchdrungen waren, dass Gott sie nicht brauche. Man will das nicht verstehen, denn Gott braucht einen doch! Wenn nicht mich, ja wen denn dann? Wozu dann Berufung? Wenn's am Ende eh wurscht ist, wer den Job übernimmt? Berufung ist doch, wenn Gott aus einem armen Fischer einen Apostel macht, aus einem, der verleugnet, jemanden, der am Ende bis in den Tod kopfüber treu bleibt. Wenn Gott aus einem, der zweifelt, einen macht, der dort hinfassen darf, wovon es seit Jahrhunderten heißt: »Durch diese Wunden sind wir geheilt.« Wenn Gott aus einem Planlosen einen Teil seiner Liebesgeschichte mit der Welt und den Menschen macht. Das ist Berufung. Wenn Gott etwas aus einem macht. So stellte ich mir mit 25 Jahren Berufung vor.

Jetzt, in dieser neuen, leeren Münchner Wohnung war ich mir da nicht mehr so sicher. Ich hatte im Laufe der Jahre feststellen müssen, dass Berufung heute mehr und mehr vom Wort Beruf geprägt ist.

Stärker als vom Wörtchen Ruf. Denn auch im geistlichen Leben gibt es so etwas wie Karrieredenken, einen Drang, sich zu optimieren. Nicht nur bei den hauptamtlichen Profis im Hierarchienspiel. Nein, auch außerhalb kirchlicher Kreise.

Wir lesen die biblischen Berufungsgeschichten heute oft wie eine Art Muster und Ratgeber, um zu lernen, wie die eigene Lebensrolle am besten zu performen sei, die man im Drehbuch des Lebens zugewiesen bekam. Am besten mit Happy End, versteht sich:

Abraham und Sara: Aus zwei kinderlosen Alten werden Eltern eines erfolgreichen Jungen.

Mose: Aus einem stotternden Bauern wird eine Führungsperson, mit allen Wassern gewaschen.

David: Aus einem verträumten Hirtenjungen wird ein messianischer König.

Petrus: Aus einem Fischer wird ein Papst.

... und aus einem Mörder wird ein Heiliger: Paulus.

Ja, man kann die Berufungsgeschichten in der Bibel oder auch die Biografien der Mütter und Väter im Glauben von einem Vorher zu einem Nachher lesen. Wie beim Frisurencheck. Oder einer Nulldiät. Doch die Bibel kennt diese Art zu denken nicht. Sie denkt nicht in Evolutionen. Weder in den großen Entwicklungen noch in den kleinen. Für die Menschen der Bibel gibt es kein Upgrade fürs Meilensammeln oder für die Besten, die Schnellsten – die am meisten trainieren oder sich am leichtesten anpassen. Es gibt bei Gott kein Vorher. Kein Nachher. Es gibt immer nur Jetzt.

Zwischen Nostalgie und Purzelbaum

Jetzt standen wir im Wohnzimmer, ich richtete mich schon ein. Hier kommt die Couch hin, der Fernseher daneben, und dorthin passt die weiße Kommode. Und ich sehe meine Möbel vor dem inneren Auge, Möbel mit Kratzern und Geschichten. Was waren das früher für schöne Zeiten. Schüchtern war ich und unglaublich nett. Ich weiß nicht, ob das

heute noch gilt. Und ich seh an den Möbeln die Spuren und denke: Meine Seele ist wie sie, wie eine Schallplatte gerillt. Manche Kratzer, doch die Melodie stimmt.

Die drei Jahre Frankfurt, die Wohnung war zu klein. So wurde ein Regal zersägt und verschraubt, damit es passte. Was anfangs noch schön war, verlor nach und nach. Weil ich mich verlor, auch im Wissen zu sein, wer ich bin und was ich werde. Drei Jahre spannende Arbeit im großen Freischwimmerbecken der ökumenischen Welt. Ein Job für die Einheit der Kirche. Das war okay. Aber war ich nun immer im Dienst, lieber Gott, ein Mönch ohne Kloster? Ich war zwar gerne allein, aber auch einsam. Das macht duster – das Lachen und Freuen, die Seele, den Glauben. Das war nicht mein Platz. Und Frankfurt reihte sich ein in die Schlange der Orte, die ich durchstreifte auf der Reise durchs Leben. Ich wusste, dass ich hier nicht bleibe, dass ich weitermusste und es Zeit war, meine Regale wieder ab- und an einem neuen Ort aufzubauen.

Ich liebe das Leben. Es ist eines der Schönsten! Doch wo gehöre ich hin? Wo darf ich Liebe leben? Ich war wie gespreizt zwischen Nostalgie und Neugier, zwischen Panik und Purzelbaum. Und war froh, als die Zeit endlich verging. Doch ist so das Leben? Dass ich nur lebe im Schauen nach Drüben und Morgen? Wo das Gras grüner ist und kleiner die Sorgen. Was will ich eigentlich? Was ergibt denn Sinn? Und dann plötzlich München. Ich plante das nicht.

Die Zukunft ist wie ein leeres Zimmer. Ein halliger Raum, den man füllt. Mit sich. Man kauft ja nicht nur neu. Sondern stellt auch sein bisheriges Leben, sein Hab und sein Gut aus der Herkunft hinein – in neue, bis dahin unberührte Umstände. Ich glaube, die Leute, die sagen, dass wir in bestimmten Phasen des Lebens dazu neigen, im Modus »Wenn-dann« zu leben, haben recht. Ein Leben nach dem Motto: Wenn alles erreicht ist, der Abschluss, die Titel, das Ja-Wort und Wohlstand, *dann* beginnt das Leben. *Dann* bin ich wer. *Dann* hab ich was. *Dann* ist es bewiesen! Und *dann* hab ich Ruhe. Endlich. Ja, ich glaube, es stimmt. Jedenfalls für die Jugend. Was will ein Kind nicht gern älter sein, als es ist? Zeigt fünf kleine Finger und weiß, es ist drei. Das Sehnen nach vorne, weil das Altern ermöglicht, was das Kind

noch nicht darf. Das Führen eines Fahrzeugs, um frei sein zu können, gehörte früher zu den wichtigsten Einschnitten. Auf dem Land. Heute ist das anders, ich weiß.

Doch so wie die Jugend sich durchhofft aufs *Dann*, so schwelgen die Alten im *Damals-als*. *Damals*, als die Hüfte noch heil war, die Ehe intakt. *Damals*, als bei Tisch noch kein Smartphone regierte und Bonn als Hauptstadt nur drei Parteien noch kannte, *damals* war die Welt noch in Ordnung. Was nicht stimmt, wie jeder weiß. Aber im Rückblick erscheint das Leben von *damals* viel leichter. Besser zu bewältigen als im Hier und im Jetzt.

Im Wenn-dann und im Damals-als liegen die Sehnsucht nach Gänze, nach Heilsein und Liebe. Nach Gott und einer Ahnung vom wirklich Besseren. Alles wird – später oder wieder – gut. Bloß *jetzt* ist's grad schwierig. Doch das geht vorbei.

Tatsächlich ging es mir so, als ich im neuen Wohnzimmer stand. Das erste Mal. Und einerseits Erleichterung empfand, nicht mehr nach Frankfurt zu müssen. Und andererseits innerlich schon anfang, es zu vermissen. Was war da nur los in mir? Was will denn die Seele? Jetzt, wo ich weg war, war der Apfelwein doch nicht so schlecht? Ich traue mir selbst nicht. Gott, was war denn jetzt echt?

In Kirche und Glauben gibt's diese zwei Seiten auch: Die Damals-als-Fraktion sehnt sich zurück in die alte Zeit. Die gute! Man verklärt die Urkirche, von der wir nur ahnen und wenig wissen. Aber ach, wäre das schön, wenn es so wäre, wie es *damals* war! Nur nicht wie *jetzt*, so wie heute. Oh mein Gott! So ein Darben.

Der Wenn-dann-Fraktion ist das zu verstaubt, sie tritt die Flucht nach vorn an. Am besten alles über Bord, was an Dogma und Ursprung im Weg steht und an ethischen Normen, die nur Abbild der Gestrigkeit von Kirche noch sind. Was da nicht alles appelliert, reflektiert und perfektioniert wird. Es scheint mir, als sei das Gestern die goldene Zeit gewesen oder nur im Morgen das klare Licht weiterer Erkenntnis zu erwarten. Aber auch in ökologischen, ökonomischen, sprachlichen und politischen Dingen drängt es sich weiter. Manchmal fürchte ich, wir meinten, wir seien angesprochen, wenn es im Vaterunser heißt: »Es komme Dein Reich.«

In vielem, was kirchlicherseits gesagt und geboten wird, wird ein klarer Weg gezeigt: Wenn wir nur alle etwas anständiger werden, die Kanten abschleifen und die Welt (wieder) rund machen, *dann ... Dann* werden wir die Welt heilen und retten. Als ob wir nur genügend Bio-Lebensmittel, Gregorianik, Windräder, Wohlstand oder Seenot-schiffe brauchen, um uns geistig zu verbessern und zu mehr Reinheit von Herz und Verstand zu gelangen. Als könnten wir darüber verfügen. Freilich, hier kann man mich missverstehen.

Wer sich für einen Moment mal in die Wiese legt und die Wolken vorbeiziehen lässt, wird verstehen, dass nicht nur im Damals-als, sondern auch im Wenn-dann eine große Versuchung liegt, der wir auch im geistlichen Leben auf den Leim zu gehen drohen. Denn ein-nige Spielarten dieser »Frömmigkeit« von Welt- und Selbstverbesserung sind nichts weniger als ein Versuch, unser unendliches Bedürfnis nach Gott zu verbergen, unsere passive Erlösungsbedürftigkeit zu delegieren – auf andere – und die rauen Flächen des menschlichen Daseins zu glätten. An uns. Uns selbst.

Dabei sind doch diese wunden Stellen des Menschseins, die großen und kleinen Kratzer in unserem Lack, genau das, was uns mit Gott und miteinander verbindet. Ich will die Sünde nicht heiligsprechen. Aber unsere Schuldigkeiten, unsere Narben und Misserfolge, unsere Missverständnisse und Fehler schaffen an uns doch erst die Textur, die es braucht, damit Gott und unsere Mitmenschen überhaupt etwas zu greifen haben. Und um uns wirklich lieben zu können. Denn wären wir fehlerlos, perfekt und rein, bedürfteten wir der Liebe nicht. Dann wären wir uns selbst genug. Ein jeder für sich. Denn wir hätten ja uns allein. Für mich. Mein Ich. Ich, ich. Ich wäre mir selbst mein Gott. Mein Schöpfer und Erhalter. Und auch zuständig dafür, mich zu richten und zu erlösen. Da darf es keine Schwäche geben. Man hat sich zu optimieren.

Natürlich! Auch hier gilt nicht schwarz oder weiß, Licht oder Schatten. Es sind Skizzen, Stile, Schattierungen. Aber eines lässt sich nicht verhehlen: Wir wären gern anders, als wir sind. Und wenn's ich nicht bin, der's verbockt, dann sind's halt die anderen. Es bleibt noch nach-zudenken über Unschuld und Schuld. Über Klage und Anklage und

das Verhängnis, in das es uns zerrt. Und weil das so ist, drängt's uns hin zum idealen Selbst. Autonom und frei. Ein Selbst, das recht tut und niemanden scheut. Aber dass das nicht stimmt, spürt auch jeder gleich. Daher plagt uns die Distanz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Weil wir ahnen, wie wir wirklich sind. Selbst.

Leben, Version eins bis drei

Woher kommt es, dass in meinem Kopf diese andere Version von mir existiert? Eine Version, die freundlich ist und langmütig, liebevoll und frei von Ambitionen. Eine Version, die alle Mängel des Charakters überwunden hat. Witzig, charmant und organisiert ist, fließend Englisch und Französisch und Ivrit spricht, keine Wunden mehr an Körper und Seele hat. Diese Version rastet beim Autofahren nie aus, hat keine Angst vor Konflikten oder dem Tod, hat zwei Gemeinden und ein Kloster gegründet, mindestens. Die Einheit der Kirche mit geschaffen, ein Haus gebaut, drei Kinder gezeugt, spielt Klavier wie ein Gott und kann Hölderlin rezitieren. Hach! Ja, diese andere Version ist im Grunde nicht wie ich und aus irgendeinem Grund denke ich, dass ich mit genug Anstrengung mehr diese Version sein könnte und halt weniger ich.

Ob das Ende Zwanzig mein Motiv war, das Kloster zu suchen? Heiligenkreuz. Ich weiß es nicht. Die Regel Benedikts sagt: »Such allein Gott nur – dann komm!« Alle anderen Gründe soll der Abt klug erkennen und fragen, ob das oder dies, was auch immer es ist, eine Lebensentscheidung wirklich trägt. Zisterzienser: »Der einzige Grund, Gott zu lieben, ist Gott selbst.« Wie Bernhard von Clairvaux es lehrt. Jedenfalls wäre das mit dem Kinderzeugen dann wieder eine andere Version von mir. Ach, wie ich's auch drehe und wende, es wird niemals ganz gerade. Ich komm an kein Ende.

Wenn ich ehrlich bin, sehne ich mich manchmal nach der Version von mir, die ganz verschwunden in Kapuze, Kukulule und Kloster genau das nicht mehr denken und nicht mehr kämpfen muss. Schweigend verborgen, geworden zum Nichts. Ein zweckfreies Leben und

Beten. Doch sofort springt die Sucht an, dann doch etwas zu gelten. Ich könnte im Kloster ja Bücher schreiben, übers Schweigen und Beten. Natürlich zurückgezogen, des Zugriffs beraubt. Aber doch relevant, bekannt und gebraucht. Die Version Nummer drei. Ich seh schon, ich werde nicht frei. Als wohnte ich einer Satire-Show bei. Scharfsinnig entlarvender Spott über mich und alle meine Versionen.

Ob es das ist, was man Anfechtung nennt, was mich emotional und geistlich in die Zange nimmt? Jedenfalls werde ich, ach – zum Glück, ehrlicher mit mir und der Welt durch diese kleinen Leiden. Und sofort zeigt der Komparativ an: Ich komme da niemals heraus. Denn unsere Zeit, unsere Kultur und unsere Kirche sind ohne diese Vorstellung der Selbstverbesserung nicht zu denken. Wir sind gezwungen, in Evolutionen zu denken. Von unten nach oben. Von böse zu gut. Es gibt immer eine Version von uns, die auf jeden Fall überlegen und besser ist. Und weil Evolution und Gott sich gedanklich widersprechen, außer es ist alles ein stetes Fressen auf Erden und: auch im Himmel!, trauen wir Mechanismen mehr zu als Wundern. Strengen uns an und entwerfen uns selbst als zukünftiges Ich.

Was für eine Last wir da tragen. Immer mit diesem Unterschied leben zu müssen und daran zu leiden. Dass ich nicht der bin, der ich gern wäre und den die anderen gern hätten. Diese Kluft zwischen idealem Ich und dem wirklichen Ich. Zwischen idealem Einkommen und tatsächlichem Lohn. Zwischen Idealgewicht und der Zahl auf der Waage. Zwischen idealer Beziehung und täglichem Drama.

Die Tyrannei dieses Raumes zwischen Sollselbst und Ist, zwischen meiner Ideal-Version und der Wirklichkeit nennt die Bibel Gesetz. So lehrt es Martin Luther. Dieses fiese Gefühl, verurteilt zu sein – sich zu fühlen wie ein Mönch, der seinen Gott heimlich hasst, weil er sich zutiefst getäuscht fühlt, beraubt und betrogen um die Freuden des Lebens. Oder verurteilt wie die Eltern, die versuchen, den Spagat zu schaffen zwischen Beruf und Familie und es niemandem recht machen können. Oder einem Streetworker, der nicht in die Augen des Junkies schauen kann, den er berät, weil es ihn anwidert, wie vergeblich sich sein Tun oder Lassen anfühlen kann. Sie alle wissen, was das Gesetz anrichten kann. Die Anklage, nie genug zu sein. Sie alle wissen,

wie grausam sich die Distanz zwischen unserem idealen Selbst und dem wirklichen Selbst anfühlen kann.

Gottes unlogisches Ja

Mittlerweile sind wir im Esszimmer angekommen. Es ist der letzte Raum – glaube ich. Ich weiß es nicht. Es sind gefühlt schon zwei Stunden. Wir besichtigten davor schon die Küche, das Bad, den Minibalkon. Eine kleine Flucht in den Hinterhof raus, mit Blick auf Praxen, Büros und fünf Etagen Parkhaus. Das Esszimmer liegt auf der anderen Seite, geht wieder nach vorne raus und hat große Fenster. Draußen streckt sich die kleine Grünfläche von rechts nach links, weiß blühende Kastanien und der spitze, grünrote Turm gegenüber. Keine 100 Meter weg. Mit dem goldenen Doppelkreuz, das mir erneut auffällt.

Ein Freund schenkte mir vor Jahren einen Tisch. Ein Unikat. Er hatte ihn selbst geschreinert und lackiert, doch für mein altes Leben war er viel zu groß. In Frankfurt und Maxhütte passt er nicht in die Wohnung. In diesem Raum würde er endlich seinen Platz finden. Hier passte er rein. Ich schaute durchs Fenster: die Straße, die Bäume, die Bänke, das Grün. Dann zog es meinen Blick nach oben. Was für eine Kirche das sei, wollte ich wissen. Ach, die sei katholisch, er würde nachschauen müssen, es fiel ihm gerade nicht ein. Sie sei aber sehr schön und er möge das Kreuz. Er ist »fast orthodox«, sagte er, das Kreuz mit den zwei Querbalken erinnere ihn an daheim.

Orthodox. Katholisch. Und lutherisch ich. Wie klein und zersplittert sind wir doch! In Gruppen zerteilt. Wir meinen oft, dass wir das, was wir sind, sind, weil wir selbst es so wollten. Doch das glaube ich nicht. Nicht mehr. Ich glaube: Wir sind alles erst geworden. Nicht selbst so gemacht, sondern geprägt und geformt. Denn das braucht ja Zeit, braucht manchmal auch eine Krise, die erschüttert. Wir müssen selbst werden wollen, was wir schon sind. Christ werden, auch wenn wir es schon sind.

Das gilt auch für die Kirche. Sie wähnt sich auf ewig gesetzt. Sie muss neu lernen, Kirche zu werden, auch wenn sie es schon ist. Sich

ehrlich befragen, ob die Form denn noch passt. Ob es Zeit für eine Rückformung ist, eine Reformation. Passt der alte Tisch noch immer oder ist es Zeit, den Tisch abzubeizen?

Was einst die Reformation auslöste, war die Tatsache, dass Luther, während er sich auf ewig verloren fühlte, im Muss zwischen dem Soll und dem Haben, bei Paulus las: *Alle haben gesündigt und entbehren der Herrlichkeit Gottes*. Alle! Da ist keine und keiner gerecht. Schon gar nicht die, die sich selbst so wähten. Es ist nie zu schaffen – so bin nicht nur ich es, der sich nach Genugtuung und einem fairen Gericht sehnt. Es sind alle. Alle, die tasten und hoffen und bangen und sich Wege und Brücken suchen, um ans Ziel zu gelangen. Das Ziel ist der Frieden. Mit sich und der Welt. Mit Gott und den anderen, damit nichts mehr zerbricht, was uns trägt und uns hält, was leuchtet und das Gesicht wärmt.

Was die Kirche so lange gelehrt hat und leider heute oft immer noch lehrt – nämlich, dass wir durch die Füllung der Leere in uns eine Brücke über die Lücke zwischen dem idealen Selbst und unserem wirklichen Selbst schlagen könnten – ist zerstörerisch. Denn wir füllen das Loch mit allem, was geht. Wir strengen uns an und schaufeln das Loch mühsam zu, um hinüberzugelangen. Zum himmlischen Ich! Wenn das mal geschafft ist, *dann* ist Frieden erreicht. *Dann* wird die Welt wieder heil und ich bin nichts schuldig mehr, niemandem nichts. Denn ich habe ja geackert, gemahnt und gemacht. Wenn es dann geschafft ist – und bis dahin schaffe ich das schon selbst, das wäre doch gelacht.

Da ist es wieder, diese Wenn-dann-Logik. Auch sie ist Gesetz: »Wenn du alle Regeln in der Bibel befolgst, *dann* wird Gott dich lieben und du wirst glücklich sein. Wenn du dich 20 Kilo runterhungerst, *dann* wirst du schön sein und wert, geliebt zu werden und begehrt. Wenn du kein Auto mehr kaufst und nie wieder Fleisch, *dann* gehörst du zu den Guten und den Rettern der Welt. Wenn du jeden Tag Bibel liest und auch richtig wählst, *dann* bist du erweckt und erkennst die verborgenen Zusammenhänge der Welt. Wenn du nie wieder auch nur einen dunklen Gedanken mehr hast, rassistisch, sexistisch oder homophob, *dann* wirst du hochwürdig sein, andere Leute zu lehren, sich weg von Rassismus, Sexismus und Homophobie zu bekehren. Das Gesetz

stellt immer Bedingungen. Wenn, dann! Und letztlich ist niemand da, der es perfekt machen kann. Sagt Paulus. So ist Gesetz. Es ist niemals genug. Zu tun gibt es immer. Es ist niemand gerecht.

Das Gesetz kann niemals retten. Das will es auch nicht, denn es funktioniert nach den Regeln der Logik. Und auch die Erfüllung des offenen Anspruches des Gesetzes vermag dies nicht zu tun. Denn unter dem Gesetz gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder Stolz oder Verzweiflung. Entweder macht es uns – ganz gleich, ob offensichtlich oder heimlich – stolz auf unsere Fähigkeit und unser Tun und Leisten im Vergleich mit anderen, oder wir verzweifeln an unserer Trägheit und der Unfähigkeit, alles perfekt zu machen. So oder so, es bindet und macht nicht frei. Es vermag nicht zu lösen. Und ich spreche hier nicht vom Recht. Das muss es geben und Normen ja auch. Um das Zusammenleben zu steuern und eine Richtschnur zu haben, wie das Miteinander gelingt. Aber das ist etwas anderes. Wie auch das Evangelium etwas anderes ist als die Erfüllung des christlichen Gesetzes.

Paulus sagt das im Römerbrief so: *Wir sind jetzt durch Gottes Gnade gerecht*. Aber ich lerne auch von ihm: Gnade ist nichts Weichliches. Herablassend oder jovial. Nein, Gnade ist eine ernste Sache. Es ist die unbeirrbar Zuwendung Gottes an uns Menschen. Wir sind durch diese Zuwendung, die persönlich im Glauben wirksam wird, gerettet, befreit und erlöst. Ja! Wovon? Vom Tod und all seinen Fratzen. Hier schon und auch drüben, im ewigen Licht. Das lernte Luther und er ging in den Streit. Um leuchten zu lassen, was Gott für uns tat, und nicht das, was wir tun, die wir feilschen und sammeln, um uns zu rühmen und selber zu feiern.

Das Evangelium von Jesus, dem Christus, ist kein Wenn-dann-Satz.

Das Evangelium ist kein Damals-als-Satz.

Das Evangelium ist die Geschichte Gottes mit uns, seinen Kindern.

Das Evangelium stellt klar, dass Gott sich nicht abwendet, auch wenn wir gegen unsere Geschöpflichkeit rebellieren und darauf bestehen, Richter und Erlöser – kurz: Gott – für uns selbst zu sein. Gott wendet sich auch nicht ab angesichts des menschlichen Misstrauens, das

ihn zu unserem heimlichen Gegner macht, weil er uns ja irgendetwas vorenthalten könnte. Er wendet sich nicht ab und versucht, uns zu überzeugen, indem er in Jesus selbst menschlich wird. Das zeigt, wer und wie Gott wirklich ist. Gott lässt sich nicht abschrecken von der Feindseligkeit, die ihm entgegenschlägt, weil die Menschen an ihrem Wenn-dann-Versprechen festhalten wollen. Wie damals zu Jesu Zeiten, als die Menschen überzeugt waren: »Wenn die Römer erst mal aus dem Land gejagt sind – *dann* kommt das Reich Gottes.« Er ging sogar so weit, dass er die Konsequenz dieser Wenn-danns auf sich nimmt: »Wenn wir diesen Jesus erst mal beiseitegeschafft haben, *dann* sind wir wieder Herr im Ring.«

Und er spielt das tödliche Spiel mit, bis zum Ende, bis zum Schachmatt, wenn der König fällt. Und als er am Kreuz hing, das wir zimmernten, nicht mit gleicher Münze zurückzahlte und nicht sagte: »Wenn die Menschheit sich selbst erst mal ausgerottet hat, dann kann die Schöpfung sich erholen.« Nein! Um Verzeihung betet er. Um Nachsicht für uns. Weil wir nie wissen, was wir tun. Einst nicht und auch heute nicht.

Gott wendet sich nicht ab, obwohl wir alle sündigen und immer wieder fallen und uns in uns verkrümmt haben und vergessen wollen, es leugnen, dass wir zu Gott gehören, und keiner unserer Erfolge dies garantiert und keiner unserer Misserfolge dies zerstört. Gott rettet, er verurteilt nicht. Diese Wahrheit macht frei. Weil es bisher niemand jemals geschafft hat, sein ideales Selbst zu werden. Es bleibt eine Fata Morgana von Wasser auf Wüstensand, für das wir unsere ganze Energie aufbringen, um zu versuchen, den Durst nach Leben zu stillen, und es nichts bringt, außer, dass wir noch mehr Durst haben werden. Und verzweifeln. Und hassen.

Der Gott, der den Durst löscht, sagt Ja zu dir selbst. Ganz wirklich. Dein Ideal braucht er nicht. Denn das Ideal braucht auch ihn nicht. Den Gott, der heilt. Das Ich, zu dem Gott eine Beziehung aufbaut, ist dein wirkliches Ich, nicht das, was du musst oder sollst.

Gott wartet nicht, bis ich dünner bin oder vegan. Bis ich die Bibel draufhabe und makellos bin, bis ich mich selbst lieben kann. Das ideale Selbst ist nicht real. Ich bin. Du bist. Sie ist. Er auch und auch es. In all dem, was nicht stimmt und schräg ist und wehtut und stinkt.